

# Karl Pinggéra

## Ein Jahrhundert Ostkirchenkunde

### Aufstieg und Niedergang einer theologischen Disziplin

Die Ostkirchenkunde entstand aufgrund eines fundamentalen Umbruchs in der Wahrnehmung der Orthodoxie sowie des Erfolgs der Ökumenischen Bewegung. Galten die Orthodoxen den Katholiken noch im 19. Jahrhundert als Schismatiker und dem evangelischen Theologen Adolf von Harnack als rituell, intellektuell und moralisch tief gesunken, so setzte sich im 20. Jahrhundert die Auffassung durch, westliche Theologie und Kirche könne von den Ostkirchen etwas lernen. Die Krise des ökumenischen Dialogs fällt zusammen mit einem massiven Abbau der Professuren und Lehrstühle für Ostkirchenkunde. Doch gerade in Zeiten, in denen insbesondere zwischen Orthodoxie und Protestantismus die Kluft in ethischen und gesellschaftlichen Fragen wächst, bedarf es einer kulturwissenschaftlich und friedensethisch orientierten Ostkirchenkunde.

Noch vor einem guten Jahrzehnt hätte die Geschichte einer Disziplin erzählt werden können, die im Fächerkanon der deutschsprachigen Theologie beider Konfessionen – scheinbar – fest etabliert ist. Von markanten Gründergestalten wäre die Rede gewesen wie auch von ihren Nachfolgern, die ein stattliches Erbe weiterzugeben hatten. Davon wird im Folgenden *auch* die Rede sein. Doch heute muss darüber hinaus von der prekären Lage berichtet werden, in die die Ostkirchenkunde aufgrund der hochschulpolitischen Vorgaben geraten ist. Mehrere Lehrstühle und Professuren sind in den vergangenen zehn Jahren dem Rotstift zum Opfer gefallen, umgewidmet worden oder sehen einer höchst ungewissen Zukunft entgegen. Ganz offensichtlich hat sich die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Kirchen des Christlichen Ostens im Gesamtgebäude der Theologie nur unzureichend verankern können. Von den Fakultätskollegen wird sie wohl mehrheitlich als Liebhaberei betrachtet, auf die man in Zeiten knapper werdender Kassen zugunsten der theologischen „Kernfächer“ verzichten kann.

Auffällig ist, dass die Ostkirchenkunde in dem groß angelegten Potsdamer Projekt zur Kartierung der sogenannten „Kleinen Fächer“ nicht auftaucht – anders übrigens als das Fach „Christlicher Orient“, dessen Lage sich freilich noch desolater darstellt.<sup>1</sup> Das kann schlechterdings nicht an einer zu opulenten personellen Ausstattung liegen. Eher wird

---

**Karl Pinggéra** (1967), Prof. Dr., Professor für Kirchengeschichte am Fachbereich Evangelische Theologie der Philipps-Universität Marburg

<sup>1</sup> Abschlussbericht des Projekts Kartierung der sogenannten Kleinen Fächer. Mit den Statements der Internationalen Tagung Kleine Fächer in Deutschland, Europa und in den USA vom 2. Dezember 2011, von Katrin Berwanger, Beatrix Hoffmann und Judith Stein unter der Projektleitung von Norbert P. Franz, Universität Potsdam, vorgelegt im März 2012.

dies damit zu tun haben, dass das Kriterium für ein „Kleines Fach“ lautet, es müsse sich von anderen Teildisziplinen und Forschungsgegenständen klar abgrenzen lassen und in der Lage sein, seinen wissenschaftlichen Nachwuchs selbständig auszubilden.<sup>2</sup> Wie immer das Fehlen der Ostkirchenkunde in der Potsdamer Studie zu erklären ist, die Lage des Fachs gibt Anlass, nach dem „Proprium“ der Ostkirchenkunde zu fragen.

Die meist in den 1950er–1960er Jahren gegründeten Institute und Lehrstühle erhielten verschiedene Bezeichnungen: „Konfessionskunde“, „Ökumene“, „Theologie“, „Geschichte“ der Ostkirchen.<sup>3</sup> An der katholisch-theologischen Fakultät in Münster wird das Fach betrieben vom Inhaber eines Lehrstuhls für „Ökumenik und Friedensforschung“; in Göttingen lautet die Stellenbeschreibung des Fachvertreters „Ökumenische Theologie unter besonderer Berücksichtigung der orientalischen Kirchen- und Missionsgeschichte“. Es waren und sind in aller Regel Kirchenhistoriker, die sich der Ostkirchenkunde zugewandt haben. Die schwankende Terminologie könnte aber ein Indiz dafür sein, dass wissenschaftliche Fragestellungen, akademische Bezugsfelder und kirchliche bzw. gesellschaftliche Referenzräume unterschiedlich gefasst waren: Von einer strengen Orientierung an der Geschichtswissenschaft hin zu einer bewusst an Gegenwartsfragen orientierten Mitarbeit am ökumenischen Gespräch.

Zur Ostkirchenkunde tritt Orthodoxe *Theologie* an den Universitäten Münster (als Lehrstuhl) und in München (als Ausbildungseinrichtung). Die orthodoxen Kirchen stellen in Deutschland die drittstärkste christliche Konfession und haben darauf gedrungen, ihren geistlichen und religionspädagogischen Nachwuchs von Professoren der eigenen Kirche ausbilden lassen zu können. Die Universität Erfurt zeigt schließlich, dass Ostkirchenkunde auch außerhalb der konfessionsgebundenen Theologien betrieben werden kann. Die dortige Professur für „Orthodoxes Christentum“ ist Teil der religionswissenschaftlichen Abteilung.

Thomas Bremer hat die verschiedenen Perspektiven, in denen Ostkirchenkunde betrieben werden kann, so gebündelt: Sie lasse sich „als historisches und als systematisches Fach“ verstehen. Neben der Geschichte und den religiösen Lebensäußerungen der östlichen Kirchen treten, als Teilgebiet der Ökumenischen Theologie, „die aus diesen Kirchen stammenden theologischen Ansätze und Entwürfe sowie der Stand der ökumenischen Dialoge“.<sup>4</sup> Ostkirchenkunde steht damit im Schnittpunkt verschiedener Fachrichtungen. Ihre Eigenheit gewinnt sie durch die Fokussierung auf bestimmte Kirchen bzw. die Kirchen eines bestimmten Raumes. Im zurückliegenden Jahrhundert sind an deutschen Universitäten freilich keine Lehrstühle gegründet worden, die sich *expressis ver-*

<sup>2</sup> Ebd., S. 25.

<sup>3</sup> Eine Auswahl – darunter auch nicht mehr existierende Stellen bzw. Einrichtungen: „Kirchen- und Konfessionskunde mit besonderer Berücksichtigung der Ostkirchenkunde“ (Berlin; Bestand gefährdet), „Geschichte und Theologie des Christlichen Ostens“ (Erlangen; von einem Lehrstuhl auf eine W 2-Professur herabgestuft), „Konfessionskunde der Orthodoxen Kirchen“ (Halle; vakant mit unsicherer Nachbesetzung, z.Z. durch einen Lehrbeauftragten fortgeführt), „Ostkirchengeschichte“ (Marburg; mit der Patristik in eine Stelle für allgemeine Kirchengeschichte zusammengelegt), „Patrologie und Ostkirchenkunde“ (Wien, seit 2002: „Theologie und Geschichte des christlichen Ostens“), „Ostkirchen-Institut“ (Münster evang.; aufgelöst), „Ostkirchenkunde und Ökumenische Theologie“ (Würzburg, anfangs: „Kunde des Christlichen Ostens“; Professur gestrichen, von einem „Fachvertreter“ fortgeführt).

<sup>4</sup> Thomas Bremer: Ostkirchenkunde, in: Wolfgang Thönissen (Hg.): *Lexikon der Ökumene und Konfessionskunde*. Freiburg i.Br. 2007, S. 1022–1024. In den gängigen theologischen Lexika LThK<sup>3</sup>, RGG<sup>4</sup> und TRE fehlt ein entsprechendes Lemma.

bis und ausschließlich mit den Kirchen Lateinamerikas oder Ozeaniens beschäftigen – wofür sich ja analoge Fachdefinitionen finden ließen. Es liegt auf der Hand, dass bestimmte zeitgeschichtliche Umstände zusammengespielt haben, die gerade die Beschäftigung mit den *östlichen* Kirchen, zuvor der Neigung und dem Interesse einzelner geschuldet, institutionelle Formen annehmen ließen. Auf solche Umstände ist einzugehen, wenn im Folgenden einige entwicklungsgeschichtliche Linien des Faches nachgezeichnet werden. Dabei kann es sich nur um eine Auswahl handeln.<sup>5</sup>

## Umbrüche im Zeichen der Ökumene

Zur Vorgeschichte und zu den Voraussetzungen des Faches zählt jener fundamentale Umbruch in der Wahrnehmung der Orthodoxie, zu dem es sowohl auf katholischer, wie auch auf evangelischer Seite in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gekommen ist. Rückblickend hat der Athener Theologe Panagiotis Bratsiotis (1889–1982) diesen Umbruch Ende der 1950er Jahre an einigen Vertretern der „westlichen“ Theologie festgemacht.<sup>6</sup>

### *Evangelisch: „Hinhören und Hinsehen“*

Vor allem die vernichtenden Urteile des Theologen Adolf von Harnack (1851–1930) über die Ostkirche galten Bratsiotis als Ausdruck einer glücklicherweise überwundenen Epoche. In Harnacks öffentlichkeitswirksamer Vorlesungsreihe „Wesen des Christentums“, gehalten zu Beginn des neuen Saeculum im Wintersemester 1899/1900, hatte dieser die Orthodoxie noch als erstarrtes Produkt einer hellenistischen Überfremdung des Christentums in der Spätantike gebrandmarkt. Die rituell, intellektuell und moralisch tief gesunkenen Orthodoxen hätten das Christentum herabgezogen zu einer bloß veräußerlichten Kultbefolgung. Harnack steigerte sich zum Ausruf: „Um diese Art von Religion aufzulösen, hat sich Jesus Christus ans Kreuz schlagen lassen; nun ist sie unter seinem Namen und seiner Autorität wieder aufgerichtet!“<sup>7</sup>

Nun hatte schon Karl Beth (1872–1959), der Harnack zu seinen Lehrern zählte, 1902 bei einem längeren Aufenthalt im östlichen Mittelmeerraum den Eindruck gewonnen, dass die barschen Urteile des Berliner Kirchenhistorikers der Wirklichkeit nicht standhielten.<sup>8</sup> Doch erst unter dem Eindruck der Ökumenischen Bewegung hat eine Neube-

<sup>5</sup> Ad lectorem benevolentem: Im vorliegenden Rahmen können weder alle einschlägigen Forschungseinrichtungen noch Forschungsgegenstände berücksichtigt werden; an ausgewählten Beispielen soll lediglich Typisches aufgewiesen werden. Ferner beschränkt sich die Darstellung auf die Erforschung der östlich-orthodoxen (also „byzantinischen“ oder „chalkedonensischen“) Ostkirchen, ohne auf die Beschäftigung mit den altorientalischen Ostkirchen näher einzugehen. Das ist insofern in Kauf zu nehmen, als das Gros der Ostkirchenkundler sich schwerpunktmäßig mit der erstgenannten Kirchenfamilie befasst hat.

<sup>6</sup> Vorwort, in: Panagiotis Bratsiotis (Hg.): Die Orthodoxe Kirche in griechischer Sicht, 1. Teil: Die Kirchen der Welt 1. Stuttgart 1959, S. 11–14, hier S. 11.

<sup>7</sup> Adolf v. Harnack: Das Wesen des Christentums. Sechzehn Vorlesungen vor Studierenden aller Fakultäten im Wintersemester 1899/1900 an der Universität Berlin, hg. von Claus-Dieter Osthövener. Tübingen 2007, S. 135.

<sup>8</sup> Karl Beth: Die orientalische Christenheit der Mittelmeerländer. Reisestudien zur Statistik und Symbolik der griechischen, armenischen und koptischen Kirche. Berlin 1902. – Ernst Benz: Die Ostkirche im Lichte der protestantischen Geschichtsschreibung von der Reformation bis zur Gegenwart [Orbis Academicus III/1]. Freiburg i.Br., München 1952, S. 263–283.



*Karl Gustav Adolf Harnack (1851–1930)*

wertung der Ostkirchen weiter an Boden gewonnen. Einige orthodoxe Kirchen haben an der Ökumenischen Bewegung selbst frühzeitig mitgewirkt. Ihre Vertreter waren bereits auf den großen ökumenischen Weltkonferenzen in Stockholm 1925 (für Praktisches Christentum) und Lausanne 1927 (für Glaube und Kirchenverfassung) anwesend.<sup>9</sup>

Der Neutestamentler Adolf Deissmann (1866–1937), einer der ökumenischen Pioniere im protestantischen Deutschland (und Fakultätskollege Harnacks!), hatte an der Weltkirchenkonferenz in Stockholm teilgenommen und in seinem Berichtsband vermerkt:

Die Ostkirchen gaben nicht nur eine eigenartige Note in der Gesamterscheinung der Konferenz, sondern offenbarten auch die wertvollen religiösen Kräfte, die durch die orthodoxe Christenheit aus der christlichen Urzeit gerettet sind. Der Westen kann hier viel von dem Osten lernen.<sup>10</sup>



Adolf Deissmann

Deissmann pflegte zwar eine eher schwärmerische Haltung gegenüber dem östlichen Christentum.<sup>11</sup> Abgesehen davon sind diese Zeilen für den ökumenischen Gedanken aber doch insofern charakteristisch, als hier konkrete Begegnungen mit Vertretern der östlichen Christenheit das Bewusstsein geweckt haben, dass es etwas voneinander zu lernen gäbe und es sich lohne, aufeinander zu hören. Vorausgesetzt war dabei die Überzeugung, dass man den gemeinsamen apostolischen Glauben bekenne, die Unterschiede zwischen den Kirchen also nicht das Fundament berührten.<sup>12</sup> Noch pointierter teilte diese Überzeugung Friedrich Heiler (1892–1967), den Bratsiotis übrigens als evangelischen Kronzeugen für die gewandelte Haltung gegenüber der Orthodoxie namentlich nannte. Der Marburger Religionswissenschaftler, führendes Mitglied der hochkirchlichen Bewegung,<sup>13</sup> maß der Ökumene mit den Ostkirchen erhebliche Bedeutung bei, gerade weil sie in ihrer „heiligen Ruhe“ die altkirchliche Überlieferung treuer zu bewahren gewusst hätten als die „stetig fortschreitende und sich wandelnde Kirche des Abendlandes“<sup>14</sup>.

<sup>9</sup> Johannes Oeldemann: Orthodoxe Kirchen im ökumenischen Dialog. Positionen, Probleme, Perspektiven [Thema Ökumene 3]. Paderborn 2004, S. 16–19.

<sup>10</sup> Adolf Deissmann: Die Stockholmer Bewegung. Die Weltkirchenkonferenzen zu Stockholm 1925 und Bern 1926, von innen betrachtet. Berlin 1927, S. 2.

<sup>11</sup> Benz, Ostkirche [Fn. 8], S. 301–303, sowie Christoph Marksches, Adolf Deissmann: Ein Pionier der Ökumene, in: Christian Möller, Christoph Schwöbel, Christoph Marksches, Klaus von Zedtwitz (Hg.): Wegbereiter der Ökumene im 20. Jahrhundert. Göttingen 2005, S. 32–53.

<sup>12</sup> Deissmann hatte seinen Berichtsband zur Stockholmer Bewegung dem Patriarchen Photios gewidmet, der auf der Rückreise von Stockholm 1925 verstorben war. Die Widmung erinnert an die Tatsache, dass der Patriarch beim Abschlussgottesdienst das nizäno-konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis in der griechischen Ursprache vorgetragen hatte.

<sup>13</sup> Hans Hartog: Evangelische Katholizität. Weg und Vision Friedrich Heilers. Mainz 1995.

<sup>14</sup> Friedrich Heiler: Die Ostkirchen. München 1971 (Neubearbeitung von „Urkirche und Ostkirche“ von 1937), S. 15.

Das wachsende Interesse an den Ostkirchen verdankte sich auch der bolschewistischen Revolution und der Verfolgung des kirchlichen Lebens im Sowjetstaat. Friedrich Ulmer (1877–1947), von 1928 bis 1937 Vorsitzender des Diasporawerkes *Martin-Luther-Bund* in Erlangen, begriff es beispielsweise als Aufgabe seines Werkes, für den künftigen Wiederaufbau des kirchlichen Lebens in Russland vorzusorgen.<sup>15</sup> Dass Ulmer dabei nicht nur das russlanddeutsche Luthertum im Blick hatte, sondern auch an die Zurüstung russisch-orthodoxer Theologen zur Bibelarbeit dachte, ergab sich wohl auch aus einer konfessionellen Konkurrenzsituation. In jener Zeit wurde auf katholischer Seite, in durchaus unionistischer Absicht, an ähnlichen Maßnahmen für den Tag nach dem Zusammenbruch des Sowjetregimes gearbeitet. In diesem Zusammenhang ergriff der *Martin-Luther-Bund* 1933–1935 die Gelegenheit, große Teile der Bibliothek des Heiligen Regierenden Synods in St. Petersburg zu erwerben, die von der 1922 gegründeten staatlichen Handelsgesellschaft *Meždunarodnaja kniga* zum Kauf feilgeboten worden war.

Dieser Ankauf gab den Ausschlag für den Plan, an der benachbarten Theologischen Fakultät eine ostkirchenkundliche Professur zu errichten. Wenngleich der Ankauf der Buchbestände durch die Fakultät erst etwas später erfolgen konnte, erhielt der Baltendeutsche Eduard Steinwand (1890–1960) schon 1948 seinen Ruf nach Erlangen. 1966 wurde daraus der Lehrstuhl für Theologie und Geschichte des Christlichen Ostens, der durch Fairy von Lilienfeld (1917–2009) zu überragender Bedeutung gelangte. Hatte Steinwand, von Hause aus kein Orthodoxie-Spezialist, sich noch eher mit dem osteuropäischen Luthertum beschäftigt, lag der Schwerpunkt nun eindeutig auf der Russischen Orthodoxen Kirche in Geschichte und Gegenwart, verbunden mit einem unermüdlichen Engagement im ökumenischen Dialog.

Nach einigen vorangegangenen gegenseitigen Besuchen konnten die Evangelische Kirche in Deutschland und die Russische Orthodoxe Kirche 1959 einen offiziellen theologischen Dialog beginnen. Im Abstand von jeweils zehn Jahren folgten weitere bilaterale Dialoge der EKD mit dem Ökumenischen Patriarchat von Konstantinopel (1969) und der Rumänischen Orthodoxen Kirche (1979). Der deutschen Teilung folgte auch die kirchliche. Der Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR initiierte deswegen einen eigenen Dialog mit der Russischen Orthodoxen Kirche 1974 und der Bulgarischen Orthodoxen Kirche 1978.<sup>16</sup> In dem offiziellen, von EKD und Russischer Orthodoxer Kirche herausgegebenen Band „Hinhören und Hinsehen“ fasst Heinz Joachim Held den ökumenischen Impetus der Dialoge als noch nicht abgeholte Aufgabe für die Zukunft so zusammen: Es gehe um ein besseres, historisch vertieftes Verständnis beider Kirchen, „worin sie sich in Theologie und Frömmigkeit fremd erscheinen. Sie können noch viel voneinander lernen.“<sup>17</sup> In unserem Zusammenhang sind diese Dialoge von Bedeu-

<sup>15</sup> Dazu und zum Folgenden: Hacik Rafi Gazer, Kirsten Schaper: Die Synodalbibliothek und die Ostkirchenkunde in Erlangen, in: Anna Briskina-Müller, Johann Schneider (Hg.): *Orthodoxie und Reformation – Mehr als ein 50-jähriger Dialog* [Theologie / Religionswissenschaft 10], Berlin 2011, S. 127–142.

<sup>16</sup> Vgl. zu all diesen Dialogen die Dokumentation in: *Orthodoxie im Dialog. Bilaterale Dialoge der orthodoxen und der orientalisches-orthodoxen Kirchen 1954–1997*, in Verbindung mit Miguel María Garijo Guembe (†) hg. und bearb. von Thomas Bremer, Johannes Oeldemann, Dagmar Stoltmann [Sophia 32], Trier 1999, S. 312–461.

<sup>17</sup> Heinz Joachim Held: *Kirchen im Gespräch*, in: *Hinhören und Hinsehen. Beziehungen zwischen der Russischen Orthodoxen Kirche und der Evangelischen Kirche in Deutschland*, hg. vom Kirchenamt der EKD in Hannover und dem Kirchlichen Außenamt des Moskauer Patriarchats. Leipzig 2003 (dt./russ.), S. 134–143, hier S. 143.

tung, weil eine Reihe ostkirchenkundlicher Fachvertreter die Beteiligung daran als eine ihrer vornehmsten Pflichten betrachtet haben. Hier wurde ihre Forschungsarbeit praktisch, und von hier bezogen sie ihre kirchliche *raison d'être*.

### *Katholisch: Von der Unio zur Communio*

Auch katholische Autoren listete Bratsiotis auf, als er von der vergangenen, unökumenischen Epoche sprach.<sup>18</sup> Deren ebenfalls wenig schmeichelhafte Urteile haben sich von Harnack freilich insofern unterschieden, als die Zeit vor dem Schisma hier von der Kritik ausgenommen war. Allein die folgende Entwicklung des Ostens und sein gegenwärtiger Zustand galten als Verfallsperiode.<sup>19</sup> Die Orthodoxen galten als Schismatiker, die möglichst in die Gemeinschaft mit der *Sedes Romana* zurückzuführen waren.

Eine gewisse Wertschätzung des eigenen Charismas der Ostkirchen drückte freilich schon die Enzyklika „*Orientalium Dignitas*“ Leos XIII. von 1894 aus. Am Geschick des Prinzen Max von Sachsen (1870–1951) wurden allerdings die Grenzen einer Hinwendung zum Christlichen Osten unter dem Pontifikat Pius X. deutlich. Der Bruder des letzten sächsischen Königs, Priester und zeitweilig Theologieprofessor in Freiburg/CH<sup>20</sup>, hatte nicht zuletzt durch manche Reisen ein tieferes Verständnis und eine aufrichtige Liebe zu den Ostkirchen entwickelt. In einem Aufsatz von 1910 forderte er, eine Union dürfe nie die Unterwerfung der Ostkirche unter die lateinische Kirche bedeuten. Sie habe sich selbst zu regieren.<sup>21</sup> Pius X. erkannte in der Schrift schwere Irrtümer und verbot dem Wettiner, sich weiter über diese Fragen zu äußern und zu schreiben.<sup>22</sup>

In Rom erlebten die ostkirchlichen Studien gleichwohl einen Aufschwung, nachdem Benedikt XV. 1917 das Pontificio Istituto Orientale nebst der Ostkirchenkongregation gegründet hatte. Als Gründungsrektor fungierte freilich Michel d'Herbigny (1880–1957), der unter dem Eindruck der sowjetischen Kirchenverfolgung energisch darauf hinarbeitete, einen unierten Klerus heranzubilden, um eines Tages mit kompetentem Personal das Erbe der nahezu vernichtet erscheinenden russisch-orthodoxen Kirche antreten zu können. Der Erwerb von Kenntnissen in ostkirchlicher Liturgie, Spiritualität

<sup>18</sup> Bratsiotis, Vorwort [Fn. 6], S. 11.

<sup>19</sup> Als bezeichnend kann die Feststellung des Fuldaer Professors Konrad Lübeck (1873–1950) gelten: „Mögen auch die vielen Wahrheitskeime und Gnadenmittel, welche der Orient sich ins Schisma gerettet hat, noch manche schöne Blüte treiben, die Signatur seines inneren religiösen Lebens und äußeren Daseins ist unbestritten Stillstand und Erstarrung, Zerbröckelung und Zerfall.“ Konrad Lübeck: *Die christliche Kirche des Orients*. München 1911, S. 174.

<sup>20</sup> Die Beschäftigung mit den östlichen Kirchen wurde an der katholisch-theologischen Fakultät in Freiburg, Schweiz, verschiedentlich fortgeführt; Burghard Fischer, Barbara Hallensleben, Guido Vergauwen (Hg.): *100 Jahre Ostkirchenkunde an der Universität Freiburg – 100 ans de recherches et d'enseignement sur les Églises orientales à l'université de Fribourg* [Repères œcuméniques / Ökumenische Wegzeichen 3]. Fribourg 2000.

<sup>21</sup> *Pensées sur la question de l'union des Églises*, in: *Roma e l'Oriente. Rivista criptoferratense per l'unione delle chiese*, 1/1910, S. 13–29; dt. in: Iso Baumer, Max von Sachsen, *Primat des Anderen. Texte und Kommentare*. Fribourg 1996, S. 84–100.

<sup>22</sup> Das Schreiben des Papstes findet sich in Übersetzung; ebd., S. 101–103. – Iso Baumer: *Max von Sachsen. Priester und Professor. Seine Tätigkeit in Freiburg/Schweiz, Lemberg und Köln*. Fribourg 1990. – Ders.: *Prinz Max von Sachsen. Einheit der Kirchen – Lebensreform – Frieden*. Fribourg, Hamburg 1985, S. 25–27.

tät und Geschichte sollte diesem „vor-ökumenischen“ Ziel dienen.<sup>23</sup> Das Vorhaben ist schon bald zusammengebrochen, auch sind die Professoren des römischen Institutes keineswegs nur aus dieser Motivation heraus ihren Studien nachgegangen.

Die Vision des Prinzen Max von der katholischen Kirche als Gemeinschaft gleichberechtigter Teilkirchen ist in gewissem Maß erst auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil zum Zuge gekommen. Im Ökumenismus-Dekret „Unitatis Redintegratio“ (1964) wurden die orthodoxen Kirchen, anders als die aus der Reformation hervorgegangenen „kirchlichen Gemeinschaften“, als Kirchen im Vollsinn aufgefasst, die trotz ihrer Trennung wahre Sakramente und ein in der Sukzession stehendes Priestertum besitzen, „wodurch sie in ganz enger Verwandtschaft bis heute mit uns verbunden sind“ (UR 15). Ihre Traditionen wie Mönchtum, Theologie und Liturgie werden als Reichtum bezeichnet, auf den die katholische Kirche nicht verzichten kann, wengleich der römische Primat als Grund der Trennung bestehen bleibt.<sup>24</sup> Im Sommer 1980 konnte eine „Gemischte Theologische Kommission für den Dialog zwischen der Römisch-Katholischen und der Orthodoxen Kirche“ ihre Arbeit aufnehmen. Ein Höhepunkt der folgenden Treffen war sicher die siebte Vollversammlung in Balamand (Libanon) 1993, die den Uniatismus als Modell der Kircheneinheit endgültig ablehnte und jeglichen Prosyletismus verurteilte.<sup>25</sup> Das Dokument steht am vorläufigen Ende eines Weges, den die katholische Kirche – in ihr gerade auch jene Kreise, die ein besonderes Interesse am östlichen Christentum pflegten – im 20. Jahrhundert zurückgelegt hat: Iso Baumer hat die innere Entwicklung des 1924 gegründeten Hilfs- und Informationswerkes „Catholica Unio“ anlässlich ihres 75jährigen Bestehens beispielhaft so überschrieben: „Von der Unio zur Communio“<sup>26</sup>.

Zunächst stand der Unionsgedanke noch im Hintergrund der 1936 vom Augustinerorden eingerichteten „Arbeitsgemeinschaft zum Studium der Ostkirchen“ in Würzburg, die der Orden nach dem Kriege 1947 als „Ostkirchliches Institut“ auf eine neue Basis stellte.<sup>27</sup> Spiritus rector der Anfangsjahre war der Religionsphilosoph Georg Wunderle (1881–1950)<sup>28</sup>, den Bratsiotis als katholisches Pendant neben Friedrich Heiler stellte.<sup>29</sup> Auch wenn Wunderle einer Relativierung des römischen Primates

<sup>23</sup> Léon Tretjakewitsch: Bishop Michel d’Herbigny SJ and Russia. A Pre-Ecumenical Approach to Christian Unity [Das östliche Christentum N.F. 39]. Würzburg 1990.

<sup>24</sup> Hans-Joachim Schulz: Der Ökumenische Dialog zwischen der katholischen Kirche und den orthodoxen Kirchenfamilien, in: Wilhelm Nyssen, Hans-Joachim Schulz, Paul Wiertz (Hg.): Handbuch der Ostkirchenkunde III. Düsseldorf 1997, S. 211–244, bes. S. 214–220 (Der Beitrag des II. Vatikanischen Konzils).

<sup>25</sup> Oeldemann, Orthodoxe Kirchen [Fn. 9], S. 103f.

<sup>26</sup> Iso Baumer: Von der Unio zur Communio. 75 Jahre Catholica Unio Internationalis [Ökumenische Beihefte 41]. Fribourg 2002.

<sup>27</sup> Zum Folgenden: Coelestin Patock: Das Ostkirchliche Institut der deutschen Augustiner in Würzburg, in: Ernst Chr. Suttner, Coelestin Patock (Hg.): Wegzeichen. Festgabe zum 60. Geburtstag von Prof. Dr. Hermenegild M. Biedermann [Das östliche Christentum 25]. Würzburg 1971, S. 22–39. – Ders.: Ostkirchliches Institut der Deutschen Augustiner Würzburg. Würzburg 1986.

<sup>28</sup> Wolfgang Weiß: Der theologische Weg Georg Wunderles (1881–1950), in: Johannes Hofmann, Rudolf Prokschi, Ernst Ch. Suttner (Hg.): Zeichen der Hoffnung. Eine Dankesgabe an zukunftsweisende Theologen und Persönlichkeiten anlässlich der Emeritierung von Jakob Speigl. Würzburg 2001, S. 152–175. – Ders.: Georg Wunderle (1881–1950). Leben–Werk–Wirkung, in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter, 64/2002, S. 413–436.

<sup>29</sup> Bratsiotis, Vorwort [Fn. 6], S. 11.

nicht zustimmen mochte, so legte er seinen Schwerpunkt ganz auf die spirituellen und theologischen Schätze der Ostkirche, deren Kenntnis dem westlichen Christentum dringend vonnöten sei. Besonders betonte er die geistgewirkte Ausrichtung auf Gott selbst, die pneumatische Dimension christlichen Lebens anstelle eines bloßen Moralismus. Wunderles Erben haben in der Aufgabe, „die Gaben des Ostens an den Westen zu bergen“, sein Vermächtnis gesehen.<sup>30</sup> Die „verstehende und liebende Arbeit“ der Ostkirchenkunde sollte nach Wunderle zu einem „gegenseitigen Geben und Empfangen“ der Kirchen führen.<sup>31</sup>

Die Gründung des Instituts ging einher mit der Einrichtung eines außerordentlichen Lehrstuhls an der katholisch-



Kardinal Franz König

theologischen Fakultät für die „Kunde des Christlichen Ostens“, den Georg Wunderle als erster Fachvertreter bekleidete. Zum Nachfolger wurde Wunderles Schüler, der Augustiner Hermenegild Biedermann (1911–1994), bestimmt, der auf dieser Stelle 1965 zum ordentlichen Professor für Ostkirchenkunde ernannt wurde.

Von Würzburg führt uns der Weg nach Wien. Hier war es eindeutig das Zweite Vatikanische Konzil, das den Anstoß gab, die Beschäftigung mit Theologie und Geschichte des Christlichen Ostens an der katholisch-theologischen Fakultät dauerhaft zu etablieren.<sup>32</sup> Kardinal Franz König hatte noch während des Konzils 1964 die Stiftung *Pro Oriente* ins Leben gerufen, die eine wichtige Vermittlerrolle übernehmen sollte bei den sich nun anbahnenden ökumenischen Beziehungen zwischen Katholiken und Orthodoxen.<sup>33</sup> In diesem Kontext besetzte die Fakultät im Wintersemester 1975/76 die neu geschaffene Lehrkanzel für „Patrologie und Ostkirchenkunde“ mit Ernst Christoph Suttner, der seine akademischen Qualifikationen in Würzburg erhalten hatte. Ein besonderer Schwerpunkt seiner Arbeiten lag auf der Problematik der Kircheneinheit. Am offiziellen Dialoggeschehen zwischen Katholiken und Orthodoxen war er auch auf internationaler Ebene beteiligt. Für gegenwärtige Problemlagen relevante Einsichten versprach er sich von historischen Studien zur Geschichte der Unionen und zum Zusammenleben von Katholiken und Orthodoxen in den östlichen Gebieten des Habsburgerreiches.<sup>34</sup> Welche

<sup>30</sup> Patock, Das Ostkirchliche Institut [Fn. 27], S. XXXIX.

<sup>31</sup> Georg Wunderle: Die religiöse Bedeutung der ostkirchlichen Studien [Das östliche Christentum N.F. 1]. Würzburg 1950, S. 37f.

<sup>32</sup> Ernst Chr. Suttner, M. Kristin Arat: Patrologie und Ostkirchenkunde, in: Ernst Chr. Suttner (Hg.): Die Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Wien 1884–1984. Festschrift zum 600-Jahr-Jubiläum. Berlin 1984, S. 119–123.

<sup>33</sup> Alfred Stirnemann, Gerhard Wilfänger (Hg.): 30 Jahre Pro Oriente. Festgabe für den Stifter Franz Kardinal König zu seinem 90. Geburtstag. Innsbruck, Wien 1995.

<sup>34</sup> Dazu etwa Ernst Christoph Suttner: Staaten und Kirchen in der Völkerwelt des östlichen Europa. Entwicklungen der Neuzeit [Studia oecumenica Friburgensia 49]. Fribourg 2007.

Bedeutung man in Wien der Beschäftigung mit dem Christlichen Osten beimisst, geht aus der bemerkenswerten Tatsache hervor, dass die ursprüngliche Doppelausrichtung des Instituts später auf die Ostkirchenkunde (und nicht etwa die Patrologie) eingegrenzt wurde. Seit 2002 lautet die Bezeichnung: „Institut für Theologie und Geschichte des Christlichen Ostens“.<sup>35</sup> Nach Suttners Emeritierung in demselben Jahr konnte Rudolf Prokschi seine Nachfolge antreten und Forschungsschwerpunkte verfolgen, die die Linie seines Vorgängers unter Hinzunahme neuer Projekte fortsetzen. Als Aufgabe des Instituts sieht der jetzige Leiter ein „besseres Kennenlernen und tieferes Verstehen“ der Ostkirchen, und zwar im Rahmen des zusammenwachsenden Europa und der Weltbevölkerung insgesamt. Das Institut wirke u.a. am ökumenischen Prozess mit den Ostkirchen entscheidend mit und bemühe sich, damit letztlich auch einen Beitrag für die „Erhaltung und Sicherung des Weltfriedens“ zu leisten.<sup>36</sup>

## Die „Gabe“ der Ostkirchen

Die Gewissheit, dass westliche Theologie und Kirche von den Ostkirchen etwas lernen bzw. empfangen könnten, zog sich als ein Leitmotiv durch unsere bisherige Darstellung. Sie macht sich auch bemerkbar, wenn nun wenigstens drei Themenfelder kurz benannt werden, die von Ostkirchenkundlern gerne beachtet wurden und an denen sich, wie ich meine, Typisches aufzeigen lässt. Verallgemeinernd kann gesagt werden, dass hinter diesem Leitmotiv regelmäßig die Empfindung eines Mangels steht. Die westliche Tradition, katholisch oder evangelisch, bedürfe der Begegnung mit dem Osten, um diesem Mangel abzuhelpfen und zur Fülle des Christlichen zu finden.

Für die Ekklesiologie sei beispielhaft auf den Marburger Kirchenhistoriker Ernst Benz (1907–1978) verwiesen.<sup>37</sup> In der Begegnung mit anderen Konfessionen bot sich für ihn die Chance, der Unvollkommenheit der eigenen Tradition ansichtig zu werden. In der Begegnung mit den Ostkirchen werde aufgedeckt, wie defizitär das protestantische Bewusstsein von Einheit, Kontinuität und Universalität der Kirche sei. Wo der moderne Protestantismus Kirche faktisch mit der Entstehung der eigenen Konfession gleichsetze – und in seinem Geschichtsbild damit eher an das Bewusstsein einer Sekte erinnere –, müsse er wieder Anschluss finden

an den ununterbrochenen Strom der altkirchlichen und mittelalterlichen Frömmigkeit, wie er in der Ostkirche ohne Zerreißung durch Kontinuitätsbrüche weitergeflossen ist.<sup>38</sup>

<sup>35</sup> Dazu und zur weiteren Entwicklung des Instituts: Rudolf Prokschi: *Ex oriente lux. Aufbrüche im Dialog mit den Ostkirchen*, in: Johann Reikerstorfer, Martin Jäggle (Hg.): *Vorwärts-erinnerungen. 625 Jahre Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Wien*. Göttingen 2009, S. 313–326.

<sup>36</sup> Ebd., S. 325.

<sup>37</sup> Zum Folgenden siehe Karl Pinggéra: „Der brennende Dornbusch“. Aspekte ostkirchenkundlicher Forschung im Werk von Ernst Benz, in: Martin Tamcke (Hg.): *Blicke gen Osten. Festschrift für Friedrich Heyer zum 95. Geburtstag*. Münster 2004, S. 331–345.

<sup>38</sup> Ernst Benz: *Die Bedeutung der Konfessionskunde für das Theologiestudium und für das Pfarramt*, in: *Kirche und Kosmos. Orthodoxes und evangelisches Christentum*, Studienheft 2. Hg. vom Kirchlichen Außenamt der EKD, Witten/Ruhr 1950, S. 28–44, hier S. 39.



Unter deutlich anderen Vorzeichen und Zielvorstellungen rechnet Thomas Bremer, Professor für Ökumenik und Friedensforschung an der katholisch-theologischen Fakultät in Münster, mit ekklesiologischen Rückwirkungen, die sich für seine Kirche aus dem Studium des Christlichen Ostens ergeben. Von besonderer Bedeutung sei die Begegnung mit jener „eucharistischen Ekklesiologie“, die der russische Theologe Nikolaj Afanas’ev (1893–1966) im Pariser Exil entwickelt hatte. Die Vorstellung, Kirche sei dort bereits vollgültig verwirklicht, wo ein Bischof oder ein mit ihm in Gemeinschaft stehender Priester die Eucharistie feiert, spiegle letztlich die Verhältnisse des ersten Jahrtausends der Kirchengeschichte wider und rege zum Nachdenken über den Primat des Bischofs von Rom an, wenn dieser katholischerseits als ekklesiologische *Notwendigkeit* betrachtet werde.<sup>39</sup>

Dass Formen ostkirchlicher Spiritualität auf manche Christen westlicher Tradition immer wieder anziehend gewirkt haben, hat in der Ostkirchenkunde seinen Niederschlag gefunden und ist von ihr auch teilweise vorbereitet worden. Friedrich Heiler hatte etwa 1925 Nikolaj Arsen’evs (1888–1977) Schrift *Ostkirche und Mystik* dem deutschen Lesepublikum zugänglich gemacht. In seinem Vorwort rechnet Heiler damit, dass diese Lektüre dem westlichen Christen jene Seite der Mystik verständlich machen könne, „welche dem dürren Rationalismus und der profanen Wirklichkeit immer wieder unverständlich blieb“<sup>40</sup>.

Die russische religiöse Philosophie wäre als weiteres Feld zu nennen, dem die gesteigerte Aufmerksamkeit der Ostkirchenkunde gegolten hat.<sup>41</sup> Die erzwungene Emigration eines erheblichen Teiles der russischen Intelligenzija am Beginn der 1920er Jahre hat die religiöse Philosophie Russlands im Westen in weiteren Kreisen bekannt werden lassen. Erst jetzt wurden in größerem Umfang die Werke russischer Philosophen übersetzt und Beiträge zu diesen veröffentlicht.<sup>42</sup> Besondere Bedeutung besaß dabei die Textsammlung, die Nikolaj von Bubnov (1880–1962) in Zusammenarbeit mit dem evangelischen Theologen Hans Ehrenberg (1883–1958) erstellte.<sup>43</sup> Ehrenberg verfolgte damit die Absicht, dem westlich-rationalen Individualismus, mithin der Konzentration auf die Ich-haftigkeit der Person, eine Weltanschauung entgegenzusetzen, die auf die geistgewirkte (kirchliche) Gemeinschaft bezogen sei.<sup>44</sup> Berdjajevs Lehre vom

<sup>39</sup> Thomas Bremer: Ostkirchenkunde als theologisches Fach und ihr Bezug zur kirchlichen Friedens- und Konfliktforschung, in: Andreas Leinhäupl-Wilke, Magnus Striet (Hg.): *Katholische Theologie studieren: Themenfelder und Disziplinen*. Münster 2000, S. 258–275. – Zur eucharistischen Ekklesiologie siehe die Würzburger Promotion von Peter Plank: *Die Eucharistieversammlung als Kirche. Zur Entstehung und Entfaltung der eucharistischen Ekklesiologie Nikolaj Afanas’evs* [Das östliche Christentum N.F. 31]. Würzburg 1980.

<sup>40</sup> Geleitwort des Herausgebers [Friedrich Heiler], in: Nicolaus von Arseniew: *Ostkirche und Mystik*. München 1925, S. VII–X, hier S. X.

<sup>41</sup> Zum Folgenden Karl Pinggéra: Vorwort, in: Ders. (Hg.): *Russische Religionsphilosophie und Theologie um 1900* [Marburger Theologische Studien 86]. Marburg 2005, S. VII–XVIII.

<sup>42</sup> Fairy von Lilienfeld: *Theologisches Denken in Rußland zu Beginn des 20. Jahrhunderts*, in: Rolf Dieter Kluge, Heinz Selzer (Hg.): *Tausend Jahre russische Kirche, 988–1988. Geschichte, Wirkungen, Perspektiven*. Tübingen 1989, S. 155–175.

<sup>43</sup> *Östliches Christentum. Dokumente*, Bd. 1: Politik, in Verbindung mit Nicolai v. Bubnoff hg. von Hans Ehrenberg. München 1923; Bd. 2: Philosophie, hg. von Nicolai v. Bubnoff und Hans Ehrenberg. München 1925. – Dazu Wolfgang Ullmann: *Die ökumenische Bedeutung von Hans Ehrenbergs Veröffentlichung russischer Religionsphilosophie im Nachkriegsdeutschland von 1923 und 1925*, in: *Tausend Jahre Christentum in Rußland. Zum Millennium der Taufe der Kiever Rus’*. Göttingen 1988, S. 591–600.

<sup>44</sup> Ebd., S. 598f.

„ewigen Gottmenschentum“ zog sogar den Theologen Paul Tillich in den 1920er Jahren in ihren Bann, und zwar gleichzeitig als Gegenentwurf zum modernen Individualismus und Kollektivismus.<sup>45</sup> Es ist nicht schwer zu erkennen, wie sehr sich eine solche Begeisterung für „das“ russische Denken dem allgemeinen kulturellen Krisenbewusstsein der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg verdankt. In der Ostkirchenkunde haben hier begegnende Motive aber durchaus nachgewirkt. Fairy von Lilienfelds Aufgeschlossenheit für die „Sophiologie“ Vladimir Solov'evs und Sergej Bulgakovs hängt mit ihrer Beobachtung neuzeitlicher Entfremdungs- und Vereinzeltendenz zusammen. Ein von der Gestalt der göttlichen Weisheit inspiriertes Denken könne demgegenüber Wege bahnen, „das Sein der Welt, des Kosmos, als ganzheitliches Dasein und den Menschen in diesem Sein zu verstehen“. Für die Erlanger Ostkirchenkundlerin bestand darin eine der vorzüglichen „Gaben“ der russischen Kirche an den Westen und die Ökumene.<sup>46</sup>



Fairy v. Lilienfeld (l.) im Gespräch mit Alisa Aksenova, Gründerin des Museums Suzdal'

<sup>45</sup> Paul Tillich: Nikolai Berdiajew. Eine geistesgeschichtliche Würdigung, in: *Begegnungen*. Paul Tillich über sich selbst und andere. Stuttgart 1971, S. 289–299.

<sup>46</sup> Fairy von Lilienfeld: Die Gabe der Russischen Orthodoxen Kirche an Europa und die Ökumene, in: *Tausend Jahre Christentum in Rußland. Zum Millenium der Taufe der Kiever Rus'*. Göttingen 1988, S. 215–248; Zitat, S. 241. Die Gabe-Metapher konnte beispielsweise auch im Blick auf die Ikonen Verwendung finden: Karl Christian Felmy: Die Gabe der östlichen Ikone an den westlichen Menschen, in: *Strukturen der Wirklichkeit*, 7/8/2002, S. 101–114, in: Jörg Weber (Hg.): *Orthodoxe Theologie im Dialog*. FS Vladimir Ivanov. Münster 2005, S. 53–69. – Am Beispiel der Religionsphilosophie lässt sich gut ablesen, dass es jeweils an der theologisch-philosophischen Prägung lag, was für einen Gelehrten als „Gabe“ der Orthodoxie in Frage kam. Geprägt von der streng offenbarungsbezogenen „Dialektischen Theologie“ konnte Konrad Onasch (1917–2007) der Begeisterung mancher seiner Kollegen für die russische Religionsphilosophie (einem „konturlosen, entkonfessionalisierten, undeutlichen Christentum in fragwürdiger spekulativer Gestalt“) nichts abgewinnen; Konrad Onasch: *Grundzüge der Russischen Kirchengeschichte*. Göttingen 1967, S. 24. Zu Onaschs Werdegang: Maike Schult: *Im Banne des Poeten. Die theologische Dostoevskij-Rezeption und ihr Literaturverständnis*. Göttingen 2012, S. 294–302.

## Ausklang

Wie eingangs angedeutet, ist es uns verwehrt, den Gang durch ein Jahrhundert Ostkirchengeschichte auf ein *happy end* zusteuern zu lassen. Streichungen, Kürzungen und akute Gefährdungen von universitären Stellen hatten und haben an jedem Standort andere, mitunter kontingente Gründe. Dennoch artikuliert sich in der Summe der Einzelfälle eine offenbar verbreitete Einstellung, die die Ostkirchenkunde nicht zu den essentiellen Bestandteilen des theologischen Fächerkanons zählt. Das mag *auch* mit manchen Aspekten des Faches selbst zu tun haben, die wenigstens ausschnitthaft skizziert werden konnten.

Der Aufstieg der Ostkirchenkunde als eigener Disziplin war aufs engste verwoben mit dem Erfolg der Ökumenischen Bewegung. Wenn auch aus unterschiedlichen Gründen, waren die evangelischen und die katholischen Beziehungen zu den Ostkirchen zuletzt starken Irritationen ausgesetzt. Im Verhältnis von Orthodoxie und Protestantismus lässt sich nicht übersehen, dass die Kluft in anthropologischen, ethischen und gesellschaftlichen Positionen wächst. Orthodoxe Sprecher in Osteuropa, namentlich in Russland, prangern die moralische „Dekadenz“ der westlichen Volkskirchen in zuweilen inquisitorischer Manier an. An den evangelischen Fakultäten des deutschen Sprachraumes ist es andererseits zu einer gewissen Renaissance der liberalen Theologie gekommen, für die eine Gestalt wie Adolf von Harnack gerade *nicht* zu einer überwundenen Epoche der Theologiegeschichte gehört. Dem entspricht ein betont neuzeitlich-protestantisches Selbstbewusstsein, das in scharfem Kontrast zur plakativ modernitätskritischen Attitüde („dürrer Rationalismus“) mancher ostkirchenkundlicher Klassiker steht. In diesem Klima werden bestimmte Erscheinungen protestantischer Frömmigkeit und Theologie, denen die Ostkirchenkunde mit mystischen, liturgischen oder einheitsphilosophischen Rezepten aus orthodoxen Vorratskammern zu Hilfe eilen wollte, wohl gar nicht als besonders defizitär empfunden. Es sei dahingestellt, welchen Sinn offizielle zwischenkirchliche Dialoge haben sollen, die solche zentrifugalen Tendenzen nicht thematisieren und sich darauf beschränken, die immer gleichen kontroverstheologischen Topoi aufzuwärmen. Aus der Mitarbeit an solchen Veranstaltungen und ihrer wissenschaftlichen Begleitung lässt sich jedenfalls nicht länger die Daseinsberechtigung eigener Ostkirchen-Professuren ableiten.

Die orthodox-katholischen Beziehungen wurden nach 1990 vor allem dadurch belastet, dass in der Ukraine und in Rumänien die unierten Kirchen neu erstehen konnten, was endlose Streitereien um Kirchenzugehörigkeiten und Besitzrechte nach sich zog. Auch die offiziellen Dialoge sind in einer schwierigen Phase. Wie das Beispiel Wien zeigt, liegen die Dinge hier dennoch anders als im Protestantismus. Nicht nur für den theologischen Dialog, sondern auch für das geistig-geistliche Erbe der Orthodoxie scheint sich der außeruniversitäre Resonanzboden hie und da noch soweit in Schwingung zu befinden, dass eine wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Christlichen Osten als sinnvolle Aufgabe erscheint.

In den Theologien beider Konfessionen wird man die Fahne der Ostkirchenkunde aber nur hochhalten können, wenn sich die Fachvertreter in ihrer persönlichen Begeisterung für ihren Forschungsgegenstand nicht zu einseitigen Apologeten der Orthodoxie machen. Wo man sich nicht auf die historische Forschung beschränken will – was in der

Ostkirchenkunde nach wie vor sein gutes Recht hat! –, sind kulturwissenschaftliche und friedensethische Ansätze vielversprechend, die das politische und gesellschaftliche Handeln der orthodoxen Kirchen neben ihren sozialetischen Äußerungen einer kritischen und modernitätsoffenen Betrachtung unterziehen.<sup>47</sup>

Wichtig erscheint auch der Blickwechsel von den Ursprungsländern der Ostkirchen in die Diaspora, also vor unsere eigene Haustür, wo nicht wenige orthodoxe Christen leben und ihre Kirchen vor Herausforderungen stehen, für die sie nicht nur auf praktisch-kirchliche Hilfe, sondern auch auf theologische Reflexion angewiesen sind, die sich im hiesigen gesellschaftlichen Kontext vollzieht. Die seit 1984 aufgebaute Ausbildungseinrichtung für Orthodoxe Theologie in München<sup>48</sup> und der 1979 errichtete Lehrstuhl in Münster<sup>49</sup> sind dafür geeignete Kooperationspartner katholischer und evangelischer Ostkirchenkunde. Im Blick auf die Anwesenheit orthodoxer Gemeinden und orthodoxer Theologie in Deutschland lässt sich die Existenz des Faches Ostkirchenkunde – bzw. was von ihm übrig geblieben ist – vielleicht doch ganz einfach so begründen: Wir beschäftigen uns mit der Orthodoxie, weil es sie gibt.<sup>50</sup>

---

<sup>47</sup> Dazu beispielsweise Bremer, Ostkirchenkunde [Fn. 39], oder Vasilios N. Makrides: Die politische Aufgabe der Kirche: Bemerkungen anhand der Sozialkonzeption der Russischen Orthodoxen Kirche, in: Irene Dingel, Christiane Tietz (Hg.): Die politische Aufgabe von Religion. Perspektiven der drei monotheistischen Religionen [Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte; Beiheft 87]. Göttingen 2011, S. 219–246.

<sup>48</sup> Dazu Theodor Nikolaou: Orthodoxe Theologie an der Universität München. Die Zeit des Aufbaus (1984–2003), in: Ders. (Hg.): Ost- und Westerweiterung in Theologie. 20 Jahre Orthodoxe Theologie in München. St. Ottilien 2006, S. 243–271. – Konstantin Nikolakopoulos: Orthodoxe Theologie an der Universität München, 2003–2005. Die Zeit des Kampfes um die Erhaltung, in: ebd., S. 273–303.

<sup>49</sup> Dazu Christoph Papakonstantinou: Anastasios Kallis – ein „östlicher“ Theologe im „Westen“, in: Bischof Evmenios von Lefka, Athanasios Basdekis, Nikolaus Thon (Hg.): Die orthodoxe Kirche. Eine Standortbestimmung an der Jahrtausendwende. Festgabe für Prof. Dr. Dr. Anastasios Kallis. Frankfurt/Main 1999, S. 22–39.

<sup>50</sup> Formuliert in Anlehnung an Karl Christian Felmy: Wozu und zu welchem Behufe treiben wir Ostkirchenkunde? Erfurt 2003, S. 5.